

Wie sich die Elternarbeit in Kindergärten für behinderte Kinder verändert hat¹

von Paul Glar

Vorbemerkung

Im Jahre 1983 erstellten wir ein Informationsheft über die Arbeit in unseren Kindergärten. Dieses Heft war das Ergebnis eines Kurses in Sachen Elternarbeit mit dem Freiburger Pädagogikprofessor Dr. Norbert Huppertz. In der Auseinandersetzung mit den Erkenntnissen und Erfahrungen von Huppertz schwangen immer wieder die Fragen mit, was denn nun die (Eltern-) Arbeit in einem Kindergarten für behinderte Kinder von der im Regelkindergarten unterscheidet oder gar unterscheiden muss und ob nicht diese Arbeit generell der Arbeit in integrativen Kindergartengruppen weichen müsse.

So haben sich die Mitarbeiterinnen bei der Schulung in Methodik und Didaktik der Elternarbeit immer wieder damit auseinandergesetzt, welchen Sinn ihre Arbeit in der „Spezialeinrichtung“ noch hat oder ob sie nicht letzten Endes einen Anachronismus aufrecht erhalten.

Dass wir heute noch „Sonderkindergärten“ betreiben (im folgenden werden die gemeinten Einrichtungen nur Kindergärten für behinderte Kinder genannt, wie es auch unserem internen Sprachgebrauch entspricht), wird von manchem Zeitgenossen in der Tat als ein Anachronismus erlebt. Gründe dafür, dass wir sie bislang in ihrer reinen Form in unserem Verband noch führen, gibt es viele. Einer, wenn auch ein gewichtiger ist, dass unsere Einrichtungen bislang immer so

¹ Dieser Artikel erschien im Original in: Verband Katholischer Einrichtungen für Körperbehinderte Menschen e.V. (Hrsg.): Mutmachen zur Zukunft und Vertrauen in ihre Gestaltung wecken. Freiburg: Lambertus, 1997. S. 77-97. (= Beiträge des Verbandes katholischer Einrichtungen und Dienste für körperbehinderte Menschen. 51).

ausgelastet waren, dass wir nicht ohne Not Kindergartenplätze für behinderte Kinder abbauen wollten. Mit großem Interesse haben wir registriert, dass sich die so genannte Klientel in den vergangenen Jahren mehrfach verändert hat. Entsprechend waren die Bewegungen, die die Erzieherinnen in Bezug auf die veränderten Bedürfnisse der Kinder aber auch deren Eltern nachvollziehen mussten. Diese Veränderungen werden in diesem Beitrag nachgezeichnet.

Der Kindergarten und die Eltern

Ein besonderes Kapitel unseres oben erwähnten Informationsheftes war den Eltern der Kinder gewidmet, darin wird festgestellt:

„Die Eltern gehören als Partner zum Sonderkindergarten. Sie vertrauen den Erziehern ihr Kind an. Die Erziehung im Sonderkindergarten muss die Erziehung in der Familie berücksichtigen und ergänzen. Die Eltern behinderter Kinder machen sich sehr oft Vorwürfe und suchen nach Gründen, warum gerade sie ein behindertes Kind haben. Häufig verstärken Verwandte und Bekannte diese Selbstbeschuldigungen der Eltern. Wenn Eltern mehrere Kinder haben, ist für sie die Erziehung eines behinderten Kindes ein noch größeres Problem.

Manchmal meinen aber auch Eltern, sie müssten ihr behindertes Kind zu sehr beschützen und ihm immer zu Hilfe kommen.

Die Erzieher im Sonderkindergarten überlegen mit den Eltern, welche Hilfen das Kind braucht, welche Fortschritte es macht und wie die Erziehung im Sonderkindergarten und zu Hause in Einklang gebracht werden kann.

Dies lässt sich nur verwirklichen, wenn die Eltern in ausreichendem Maße in die Arbeit des Kindergartens einbezogen sind und sich dafür engagieren.

Wegen der großen Einzugsbereiche ist es für viele Eltern schwer, untereinander oder mit dem Kindergarten in Kontakt zu treten.

Deshalb werden im Sonderkindergarten viele Formen der Elternarbeit angeboten: durch Heftchen, die die Kinder immer mit in den Kindergarten bringen, informieren sich Eltern und Erzieher gegenseitig;

bei regelmäßigen Treffen auf Gruppenebene werden Fragen der häuslichen Erziehung und der Erziehung im Kindergarten besprochen; die Eltern können tagsüber an der Arbeit im Kindergarten teilnehmen. Andere Kontaktmöglichkeiten sind zum Beispiel: regelmäßige Kegelabende, Teilnahme der Eltern an den Schwimmstunden der Kinder, Vorbereitung von Tagen der „Offenen Tür“ und Bazaren, Einladungen zu Festen im Sonderkindergarten. Um mit den Eltern allein sprechen zu können, machen die Erzieher Hausbesuche oder führen längere Telefongespräche.“ (DIÖZESAN CARITAS-VERBAND ... 1982, 10). Das Bemühen in unserer Arbeit mit den Eltern der behinderten Kinder hat den Hintergrund, dass die Eltern die ersten Bezugspersonen der Kinder und im Umgang mit jeweils ihrem Kind zunächst die Experten sind. Der Kontakt zwischen den Erzieherinnen und Eltern sollte also von der Grundeinstellung geprägt sein, dass beide in einen gegenseitigen „Lehr- und Lernprozess“ einsteigen, d. h. die Mitarbeiterinnen können von den Eltern ebenso etwas über das zu betreuende Kind lernen wie die Eltern von den Mitarbeiterinnen.

Unsere Philosophie

Dass Eltern, wenn ihnen ein behindertes Kind geboren wird, einen Akzeptanzprozess durchmachen (müssen), ist in der Literatur (Krebs, Schuchardt, Sporcken etc.) vielfach beschrieben. In zunehmendem Maße sind in den letzten Jahren Kinder in unseren Kindergärten aufgenommen worden, die zuvor über mehrere Jahre von der Frühförderung begleitet wurden. Während in den vergangenen Zeiten - insbesondere in der Frühförderung - Eltern die Rolle von Cotherapeuten zugewiesen wurde, legten wir im Umgang mit den Eltern großen Wert darauf, sie in der Rolle der Eltern des Kindes zu unterstützen. Häufig hatten wir nämlich erfahren, wie schwierig es für Eltern ist, zu ihrem neugeborenen behinderten Kind eine adäquate Beziehung aufzubauen. Oftmals hatte es Probleme beim Geburtsvorgang gegeben oder eine postnatale Komplikation, so dass Eltern und Kind schon kurz nach der Geburt eine Phase der Trennung erdulden mussten. Zu nennen sind hier Störungen wie Aufenthalte des Kindes im Brutkasten, Aufenthalte von Mutter oder

Kind auf der Intensivstation, frühe Eingriffe und Operationen bei dem Kind usw. Auswirkungen solcher frühen Störungen sind u. a. von Prekop (1989, 183 ff. sowie PREKOP und SCHWEIZER 1993, 136 ff.) beschrieben worden. Wir gingen davon aus, dass in der Zeit der Frühförderung, Eltern behinderter Kinder die Gelegenheit erhalten haben, einen Teil der angedeuteten Eltern-Kind-Beziehungsstörung zu verarbeiten. Uns war es wichtig, in diesem Punkt zwar einerseits Eltern - soweit gewünscht - weiter Anleitung im Umgang mit ihrem Kind zu geben, ihnen aber andererseits auf keinen Fall Verantwortung für Entwicklungsstörungen oder zu wenig Entwicklungstempo bei den Kindern zuzuschreiben nach dem Motto: „Wenn Sie konsequenter mit Ihrem Kinde umgingen, ...“ oder, „Wenn Sie noch etwas mehr üben würden, ...“

Eltern sind nach unserer Auffassung niemals Cotherapeuten. Sie haben den Alltag mit Ihrer Familie zu organisieren, wovon das behinderte Kind oft ein großer Teil, aber eben nur ein Teil ist. In diesem Kontext können sie zwar die Entwicklung ihres Kindes fördern oder hemmen, aber sie sind nicht der verlängerte Arm einer Fachfrau oder eines Fachmannes oder gar Spezialisten. Auf eine gewisse Art dürfen Eltern somit ahnungslos in bestimmten Fragen sein und sich darauf verlassen, dass die Qualität ihres alltäglichen Umganges mit ihrem Kind in der Familie an sich schon eine Bedeutung hat, die nicht erst durch Zuweisungen von außen entsteht.

Wenn dem so ist, muss vielleicht doch noch erklärt werden, weshalb nach unserer Auffassung die Arbeit mit den Eltern neben der Arbeit mit dem Kind die zweite Säule der pädagogischen Arbeit im Kindergarten für behinderte Kinder ist.

Wir halten es für unsere Aufgabe, Eltern auf dem Weg der Bejahung der Behinderung ihres Kindes zu begleiten und wenn erforderlich zu unterstützen. Erste Schritte haben die Eltern schon gemacht ehe sie zu uns kommen. Das Kind aus dem Familienverband heraus in die Obhut einer Institution zu geben, die der Kindergarten ja ist, bedeutet für Kind und Eltern immer eine Zäsur. Wenn - wie durch unsere Richtlinien gefordert – dies auch gleich eine ganztägige Unterbringung ist, kann diese Zäsur noch schmerzlicher erlebt werden. In dieser Situation haben viele Eltern - besonders Mütter - sich oftmals mit dem eigenen oder dem

Vorwurf aus der Familie auseinandersetzen müssen, sie würden ihr Kind in eine Einrichtung abschieben. Hier geben wir Eltern die Möglichkeit durch Gespräche und Besuche im Kindergarten, die Richtigkeit der eigenen Entscheidung zu überprüfen. Unsere Erfahrung ist, dass nach einiger Zeit, besonders wenn die Kinder sich gut im Kindergarten eingelebt haben oder die Mütter sehen, dass schwerstbehinderte Kinder von den Mitarbeiterinnen gut und liebevoll betreut und gepflegt werden, die Mütter in die Lage kamen, die Erleichterung von der bisherigen zum Teil großen Verantwortung zu genießen und wieder neue Interessen an sich zu entdecken.

Die Zäsur der Aufnahme in den Kindergarten kann aber auch die Eltern in ihrem Akzeptanzprozess um einige Phasen zurückwerfen: Alte Ängste können wieder auftreten, sie hätten nicht genug getan, um die Behinderung des Kindes zu mildern, oder neue Hoffnungen keimen auf, dass durch bestimmte therapeutische Angebote im Kindergarten doch das Ziel der problemlosen Aufnahme in die Regelschule möglich wird.

Es wird deutlich, dass Eltern in dieser Situation als kompetente Partner im Umgang mit ihrem Kind zu achten sind, sie kennen ihr Kind ja schließlich seit seiner Geburt und schon davor. Sie können durch ihre Kooperation ihrem Kind den Übergang in den Kindergarten - und damit die erste Ablösung vom Elternhaus - erleichtern und den Erzieherinnen den Zugang zu ihrem Kind ermöglichen. Dem Kind fällt es leichter, die Erzieherin zu mögen, wenn es spürt, dass es dazu von seinen Eltern die Erlaubnis hat und sie der Erzieherin vertrauen. Gleichzeitig brauchen aber oftmals die Eltern für ihre eigenen Themen eine stützende Begleitung und die „Erlaubnis“, sich ihrerseits ein Stück von ihrem Kind zu trennen.

Darüber hinaus ist es immer wieder eine Realität, dass die Kinder im Kindergarten Fähigkeiten entwickeln oder ein (selbständiges) Verhalten an den Tag legen, das sie ihren Eltern so nicht zeigen. Hier wird deutlich, wie wichtig eine gute Kooperation von Eltern und Erzieherinnen ist, damit die Eltern in umfassendem Maße an der Entwicklung ihrer Kinder Anteil haben können. Außerdem kann so einer sich möglicherweise doch entwickelnden Konkurrenz zwischen Eltern und Erzieherinnen vorgebeugt werden.

Formen der Elternarbeit

Wie schon erwähnt haben wir versucht, unsere Elternarbeit danach auszurichten, was sich in Regelkindergärten bewährt hatte. Dabei stießen wir auf verschiedene Probleme. In den Anfangsjahren waren Eltern froh, im Kindergarten auf ebenfalls betroffene Eltern zu stoßen. Für viele erschloss sich dadurch die Gelegenheit, mit anderen Menschen unverkrampft über die Behinderung ihres Kindes und die eigenen Problemen im Umgang damit zu sprechen. Es entstanden Elternstammtische, die ein Stück zur Freizeitgestaltung für manche Eltern wurden, ging es doch manchmal kaum noch um Kindergartenthemen. Aus verschiedenen Elternstammtischen entwickelten sich gar Kegelabende usw.

Vielen Eltern war es wichtig, mit anderen Eltern am Wochenende Ausflüge zu unternehmen. Auch hier stand das Erleben der gemeinsamen Betroffenheit im Vordergrund.

Es wird deutlich, dass diese Formen der Elternarbeit, die von den Erzieherinnen immer unterstützt wurden, eine fragile Angelegenheit sind. Wenn man sich vor Augen hält, dass die meisten unserer Einrichtungen dreigruppige Kindergärten sind mit durchschnittlich 8 Kindern in der Gruppe, und dass somit die Auswahl der Kontakte relativ eingeschränkt ist, ist erkennbar, wie solche Freizeitaktivitäten einerseits vom eigenen Engagement, andererseits aber auch vom Zusammenhalt der Elternschaft bzw. vom gegenseitigen Sympathiepegel abhängig sind.

Das gleiche Problem ergibt sich bei der Frage der Elternmitwirkung. Anfangs haben wir sehr großen Wert darauf gelegt, dass zu Beginn des Kindergartenjahres ein Elternrat gewählt wurde. Doch auch hier mussten wir immer mehr erfahren, dass die bloße Übernahme der Beteiligungsstruktur aus dem Regelkindergartenbereich in unser System nicht passte. Während im Regelkindergarten 25 Elternpaare eine(n) Vertreter(in) und eine(n) Stellvertreter(in) in den Elternrat entsenden, sollen 24 Elternpaare eines Kindergartens für behinderte Kinder drei Vertreter(innen) mit drei Stellvertreter(innen) in den Elternrat wählen. Auch hier war - und ist - die Elternmitwirkung alleine davon abhängig,

wie sinnvoll Eltern ihr Engagement erleben können und wie weit sie zum Engagement bereit sind. Bei den Elternratswahlen fängt das Problem meist schon am Wahlabend an, nämlich dann, wenn nur 4, 5 oder 6 Elternteile dem Aufruf zur Wahl Folge leisten. Wenn sich dann herumspricht, dass alle, die zu einem solchen Termin kommen, in der Regel auch ein Amt „übernehmen müssen“, hat dies auf manche Eltern nicht eine sonderlich motivierende Wirkung.

Auch hat sich herausgestellt, dass der Umgang mit dem Gremium Elternrat ein schwieriger ist. Manche Eltern haben Angst, die Verantwortung, „für andere Eltern zu sprechen oder mitentscheiden“ zu sollen werde sie überfordern. Für Träger und Leiterinnen ist es oft einfacher, über bestimmte Themen gleich die gesamte Elternschaft zu informieren oder zu befragen anstatt erst die Meinung des Elternrates einzuholen. Oftmals ist es leider auch so, dass diejenigen, die in einem solchen Wahlvorgang als Elternvertreter gewählt wurden, sich nicht weiter für ihre Aufgabe interessieren.

Um es offen zuzugeben, sind wir über die Frage, was denn eine angemessene Elternmitwirkung sein könnte, heute unsicherer als vor etwa 10 Jahren.

Von Eltern gut angenommen werden die monatlich stattfindenden Vormittagstreffen auf Gruppenebene. Die Eltern - meist sind es natürlich die Mütter - kommen schon zum Frühstück in den Kindergarten und können einen Teil des Gruppengeschehens miterleben. In den nachfolgenden Gruppen- und Einzelgesprächen werden sie von der Kindergartenleiterin, der zuständigen Gruppenleiterin und den Therapeutinnen über den Stand ihres Kindes informiert und die eigenen Eindrücke werden reflektiert.

Ebenfalls immer wieder gerne angenommen sind verschiedene Feste und Feiern im Kindergarten, für die sich die Eltern in der Regel auch gerne engagieren.

Mitte der 80er Jahre, als sich die Diskussion um die gemeinsame Erziehung behinderter und nicht behinderter Kinder in einer „heißen Phase“ befand, kamen immer mehr Kinder in unsere Kindergärten, bei denen die behandelnden Ärzte keine Behinderung, sondern eine allgemeine oder teilweise Entwicklungsverzögerung diagnostizierten.

Einige dieser Kinder hatten andere Probleme als die Kinder, die wir schon seit längerem kannten. Sie hatten eher Teilleistungsstörungen und zeigten ein extrem unruhiges oder aggressives Verhalten. Viele dieser „entwicklungsverzögerten“ Kinder jedoch waren nach unserer Auffassung behinderte Kinder, wie wir sich schon immer betreut hatten. Neben den zum Teil großen Schwierigkeiten, sich auf die zunehmenden Verhaltensprobleme der Kinder einzustellen, war die Elternarbeit ein großes Problem. Die Eltern erwarteten von der Erziehung in unseren Einrichtungen, dass die Entwicklungsverzögerungen bis zum Eintritt in die Schule kompensiert seien. D. h., viele Eltern standen in ihrem Akzeptanzprozess erst ganz am Anfang oder hatten sich mit dem Thema einer möglichen Behinderung noch gar nicht auseinandergesetzt. Entsprechend mieden die Eltern dieser „entwicklungsverzögerten“ Kinder die Eltern der behinderten Kinder und es war schwer, die gemeinsamen Themen beider Elterngruppen aufzuzeigen.

In den letzten Jahren hat sich unter dem Eindruck der sich immer weiter ausbreitenden Form der gemeinsamen Erziehung eine Elternschaft herausgebildet, die zum Teil sehr genau weiß, was sie für ihr behindertes Kind erreichen will. Am liebsten wäre ihnen natürlich gewesen, ihr Kind hätte einen Platz in den vorhandenen integrativen Gruppen gefunden. Wir sind nicht immer sicher, ob die Eltern diesen Wunsch nicht als Ausweg aus ihrem Akzeptanzprozess suchen. Denn auch die Eltern schwerer behinderter Kinder probieren in zunehmendem Maße den „Markt der Möglichkeiten“ an Therapien aus, wenn ihr Kind schon keinen Platz in einer integrativen Gruppe erhält. Und so stehen die Mitarbeiterinnen der Einrichtungen unter einem enormen Druck: Durch die Medien werden immer wieder und offenbar in ständig wachsender Zahl (alternative) therapeutische Methoden vorgestellt und propagiert. Die Mitarbeiterinnen werden gefragt, weshalb sie diese oder jene Methode noch nicht in ihr Repertoire aufgenommen haben; oder die Eltern erwarten Rat, ob sie nicht dies oder jenes mit ihren Kindern noch ausprobieren sollten, um die Behinderung zu mildern oder vielleicht sogar ganz beheben zu können. Es geht hier um den Druck, der auf den Mitarbeiterinnen lastet. Deutlich wird an der Stelle aber auch, unter

welch ungleich größerem Druck die Eltern der Kinder stehen, die zum Wohle ihres Kindes wirklich nichts unversucht lassen wollen.

Darf man heute Kinder noch erziehen?

Wie mir die Leiterinnen unserer Einrichtungen berichten, fehlen in zunehmendem Maße den Kindern Fähigkeiten, für die ihre Behinderung nicht relevant ist. So kommen vier- und fünfjährige Kinder in den Kindergarten, die sich nicht anziehen können, die sich nicht waschen oder die Zähne putzen können, die noch in die Windeln machen und es liegt nicht daran, dass sie es aufgrund funktioneller Probleme oder aufgrund von Wahrnehmungsstörungen nicht könnten. Andere Alterskameraden tragen noch Windeln, obwohl sie sogar selbständig die Toilette benutzen könnten. Der Verdacht liegt nahe, dass diese Kinder nicht erzogen sind. Sie tun dies alles nicht, weil sie es nicht wollen, weil sie noch nicht verstanden haben, weshalb sie es tun sollten.

Waren ehemals wahrnehmungsgestörte Kinder aggressiv oder autoaggressiv, haben wir den Eindruck, dass die Kinder heute eher tyrannisch sind. Was unter einem tyrannischen Kind zu verstehen ist, beschreibt Jirina Prekop anschaulich in „Der kleine Tyrann“ (1988). Dort schildert sie das Wesen des tyrannischen Kindes mit Hilfe einer Episode des Schweizer Satirikers Franz Hohler folgendermaßen:

„Mir ist der Fall eines Kindes bekannt, das, knapp nachdem es ein Jahr alt geworden war, nichts mehr essen wollte. Wenn man ihm seine Nahrung, die meistens aus einem Brei bestand, eingeben wollte, verwarf es die Hände vor dem Gesicht, schüttelte den Kopf und wand sich, so dass es unmöglich war, ihm auch nur einen Löffel davon in den Mund zu bringen. War man doch einmal so weit vorgedrungen, spuckte es sofort alles wieder aus und begann zu schreien. Das einzige, was es zu sich nahm, war etwas Wasser, aber schon wenn man ihm statt dessen Milch hinhielt, wollte es nichts mehr davon wissen.

Die Eltern waren beunruhigt und konnten sich diese plötzliche Änderung nicht erklären. Sie versuchten das Kind zuerst mit Zureden, dann mit Drohungen und Schlägen zur Annahme des Breis zu bewegen, aber es

war vergebens; sie legten ihm eine Banane hin, die es sonst unter allen Umständen gegessen hätte, doch das Kind nahm sie nicht. Erst ein Zufall führte zu einer Lösung. Das Zimmer des Kindes war mit einem Gatter, das man in den Türrahmen einklemmte, abgesperrt, so dass das Kind bei offener Türe im Zimmer gelassen werden konnte und man hörte, was drinnen vorging, ohne dass es die Möglichkeit hatte hinauszurennen. Am dritten Tag der Nahrungsverweigerung wollte der Vater der Mutter, die sich schon im Zimmer befand, um das Kind zu Bett zu bringen, den Brei hineinreichen, da kam das Kind an das Gatter gelaufen und schaute begierig zum Teller hinauf. Sogleich beugte sich der Vater hinunter und begann, ihm über das Gatter hinweg den Brei einzulöffeln, und das Kind, das sich mit den Händen an den Stäben hielt und mit dem Kopf gerade über den Gatterrand hinausreichte, schien sehr zufrieden und aß den ganzen Brei auf. Am nächsten Morgen fütterte der Vater, bevor er zur Arbeit ging, das Kind auf dieselbe Weise, und es zeigte nicht die geringsten Widerstände. Als aber die Mutter am Mittag dem Kind den Brei über das Gatter geben wollte, lief es weg und schlug den Deckel seiner Spieltruhe solange auf und zu, bis sich die Mutter aus dem Türrahmen entfernte. Vom Vater nahm es am Abend wieder ohne Umstände den Brei über das Gatter.

Nun aß das Kind zwar wieder, aber die Tatsache, dass es nur von seinem Vater gespeist werden wollte, machte den Eltern zu schaffen. Abgesehen davon, dass es so nur zwei Mahlzeiten am Tag bekam, war es für den Vater nicht einfach, jeden Abend pünktlich dazusein, um dem Kind sein Essen zu verabreichen, er musste sich von Berufs wegen öfters von seinem Wohnort wegbegeben. Einmal erschien er leicht verspätet und hörte das Kind schon schreien, warf den Mantel rasch über einen Stuhl, ging zum Kinderzimmer und gab dem Kind sein Essen. Erst nachher merkte er, dass er vergessen hatte, seinen Hut dazu abzunehmen. Als er am nächsten Morgen wieder zum Kind ging, wollte es nicht essen, zeigte ihm jedoch unablässig auf den Kopf. Da erinnerte sich der Vater an den vorigen Abend, holte seinen Hut und setzte ihn auf, und befriedigt ließ sich das Kind nun seinen Brei geben. Von nun an musste der Vater immer einen Hut anhaben, wenn er wollte, dass das Kind aß. (...)"

Die Episode der besorgten Eltern endet so: „Ein Nachbar, der zu diesem Zeitpunkt (der Mahlzeiteinnahme des Kindes, Anm. P.G.) seinen Feldstecher auf das Haus gerichtet hat, sieht folgendes:

Der Vater reicht dem Kind den Brei in einem an einer Bambusstange befestigten Löffel von einer Bockleiter außerhalb des ersten Stockes durchs Fenster. Dazu trägt er einen Hut und einen Regenschirm, den er an einem Drahtgestell über den Schultern festgemacht hat. Die Mutter liegt im Nachthemd auf dem Schrank, und das Dienstmädchen schüttelt zusätzlich bei jedem Löffel, den das Kind schluckt, eine Rasselbüchse. Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, und nur dann, dann isst das Kind.“ (PREKOP 1988, 73 ff.).

Eine zu drastische Darstellung mag man einwenden. Doch was einzelne Eltern heutzutage an Bedrängnissen von ihren Kindern in Kauf nehmen, erscheint uns zum Teil nicht mehr tragbar. Insbesondere scheinen sich die Dramen um die Einhaltung eines Mindestmaßes an Nachtruhe in den Elternhäusern zu verschärfen.

Hier sind wir mit einem Phänomen konfrontiert, das offenbar unsere gesamte Gesellschaft bewegt und nicht ein Spezifikum von Eltern behinderter Kinder ist. Doch ist es schwer zu unterscheiden, wann ein Problem im Umgang zwischen Eltern und Kind ein Problem aufgrund der Behinderung des Kindes ist oder nicht. Im Zweifelsfall glauben wir, dass die Gründe, die nichtbehinderte Kinder in Verhaltensprobleme treiben, auch die Probleme sind, die bei behinderten Kindern sekundär zu Verhaltensauffälligkeiten führen können:

„Die undurchsichtige Vielfalt von Angeboten verhindert, dass sich das Kind auf etwas Festes, Gleichbleibendes, seine Erwartungen zuversichtlich Erfüllendes verlassen kann. Es wird dadurch unruhig.

Durch die Unentschlossenheit – ‚soll ich dies oder jenes, oder doch dies und warum nicht auch jenes ...‘ - stürzen sich die Eltern in Unruhe. Die Unsicherheit ist um so größer, je weniger sie sich nach den Ratschlägen der Eltern- und Großelterngeneration richten möchten und je mehr sie den richtigen Weg in Büchern, Zeitschriften und auch bei verschiedenen Spezialisten zu finden versuchen: ein Labyrinth voller verschiedener Wege und Sackgassen und eine Flut Ansichten, die sich gegenseitig bekämpfen.“ (PREKOP 1996, 69 f.).

In einem Bericht über eine Fachtagung verbreitete DPA (AACHENER NACHRICHTEN 26. Juni 1996) die geäußerte Meinung von Prof. Rainer Dollase von der Universität Bielefeld, der „den Blick für die teils widersprüchliche Haltung von Eltern schärfen“ will: „Eltern empfinden den Nachwuchs vielfach als Störfaktor, der sie von den Fleischtöpfen der Gesellschaft fernhält. (...) Die gewaltigen Veränderungen seien nicht im Verhalten der Kinder, sondern in dem der Erwachsenen festzustellen, erklärte der Psychologe. Freizeit und Selbstverwirklichung rangierten bei vielen Menschen so weit vorn, dass man schon fast von einer ‚Subkultur‘ wirklich begeisterter Eltern sprechen könne. Erziehungsprobleme seien vielfach auf mangelndes Engagement der Eltern zurückzuführen. (...) Aus Bequemlichkeit übten Eltern ungeheuren Druck auf ihre Kinder aus, möglichst früh selbständig zu werden.“ (a. a. O.).

Thesen, die uns mehr und mehr zu denken geben. So berichten Leiterinnen in zunehmendem Maße über Kinder, die vernachlässigt werden. Es gibt Eltern, die ihre Kinder nur unregelmäßig in den Kindergarten schicken, weil sie es nicht schaffen, morgens regelmäßig so zeitig aufzustehen, dass das Kind fertig ist, wenn das Taxi es abholen will. Eine Möglichkeit, das Kind später selber in den Kindergarten zu bringen, besteht oft nicht. Andere Kinder - häufig sogar von nicht berufstätigen Eltern - werden krank in den Kindergarten geschickt; Krampfanfälle werden von Eltern bagatellisiert und erforderliche Medikamente nur unzuverlässig verabreicht. Durch z.B. übermäßigen Fernsehkonsum und durch spezielle Fernsehgewohnheiten der Eltern werden viele Kinder mit Filmen bzw. Sendungen konfrontiert, die sie in ihrem Erleben zutiefst verunsichern. So entwickelt sich in manchen Einrichtungen eine Konkurrenzhaltung zwischen den Erzieherinnen und den Eltern. Manche Erzieherinnen sehen sich in der Rolle, für die zu betreuenden Kinder „eine Insel von Zuverlässigkeit und Emotionalität“ zu sein, die die Aufgabe hat, die Grundbedürfnisse der Kinder abzudecken. In seinem Buch „Elternarbeit vom Kindergarten aus“ (1974) gibt Norbert Huppertz Hinweise zum Verhältnis zwischen den Erzieherinnen und Eltern:

„Keine Erzieherin im Kindergarten kann sich ihre Kinder aussuchen, sondern sie hat in der Regel „ihre Gruppe“ und damit „ihre Kinder“.

Genauso wenig kann sich die Erzieherin „ihre“ Eltern auswählen. Diese „hat“ sie dadurch, dass sie deren Kinder erziehen soll. Abgesehen davon, dass man sich evtl. die Gegend beziehungsweise den Ort oder den Stadtteil, in dem man arbeitet, aussuchen kann und somit evtl. die Eltern nach einer bestimmten regionalen bzw. sozialen Herkunft, ist man unausweichlich als Kindergärtnerin mit den Eltern durch die Kinder in Verbindung gebracht. In anderen pädagogischen Berufen ergibt sich das Verhältnis zu den Eltern der zu Erziehenden in ähnlich zwangsläufiger Weise, z.B. in der Schule. Doch dürfte die Verbindung, die Eltern zum Kindergarten haben, wegen des Alters, in dem das Kindergartenkind sich befindet, eine besondere Bedeutung haben. Das aber macht gerade das Verhältnis der Erzieherin zu den Eltern zum besonderen Problem. Von der Qualität dieses Verhältnisses hängt für das einzelne Kind und seine Erziehung sehr viel ab, und - es ist ein Zwangsverhältnis. Die Erzieherin muss diese Eltern in das Erziehungssystem mit einbeziehen, und ebendiese Eltern kann sie sich nicht auswählen.

Ein weiteres Merkmal des Verhältnisses zwischen Erzieherin und Eltern sind der punktuelle Anfang und das punktuelle Ende dieser Beziehung. Eltern haben im allgemeinen wenig Interesse an der Kindergartenerziehung und kaum einen Bezug dazu, es sei denn, sie möchten ihr Kind im Kindergarten unterbringen. In diesem Fall erkundigen sie sich bald nach einem Platz, weniger jedoch danach, ob sie mit dem Konzept der Kindergärtnerin übereinstimmen. (...) Die kooperierende Erziehung zwischen Eltern und Erzieherin beginnt also einfachhin zu einem bestimmten Zeitpunkt und ohne besondere Vorbereitung der Eltern, und ebenso abrupt geht das Verhältnis, das Eltern zum Kindergarten haben, zu Ende, sobald sie kein Kind mehr in diese Einrichtung schicken.

Das Verhältnis der Erzieherin zu den Eltern ist weiterhin dadurch charakterisiert, dass es die Voraussetzung der Erziehung des Kindes ist. Nur wenn zwischen beiden Erziehungspartnern - Familie und Kindergarten - ein ausgewogenes und spannungsfreies Verhältnis vorliegt, ist eine für das Kind erträgliche und wünschenswerte Erziehung möglich. (a. a. O., 18 f.).

Die wichtige und schwierig zu beantwortende Frage ist also, wie können

Erzieherinnen unter den oben angedeuteten Konflikten (wieder) zu einer Haltung den Eltern gegenüber kommen, die ihnen den nötigen Respekt für die Herstellung eines „ausgewogenen und spannungsfreien Verhältnisses“ zukommen lässt.

Das Leben zwischen Ordnung und Chaos

Zu Beginn dieses Kapitels eine kleine Geschichte als Analogie zur „Ordnung des Lebendigen“; sie ist eine Passage aus dem Buch „Alice im Wunderland“:

„Auf die Plätze!“ schrie die Königin mit Donnerstimme, und sogleich rannte alles blind drauflos und stolperte übereinander; nach einer Weile aber hatten sie sich alle ordentlich aufgestellt, und das Spiel begann. Alice hatte noch nie einen so seltsamen Krocketplatz gesehen: er bestand nur aus Hügeln und Furchen; die Kugeln waren Igel, die sich zusammengerollt hatten, die Schläger waren Flamingos, und die Soldaten mussten sich in der Mitte umbiegen und, auf Händen und Füßen stehend, die Tore abgeben.

Am schwierigsten fand Alice dabei mit ihrem Flamingo zurechtzukommen; seinen Leib brachte sie zwar sehr bequem unter dem Arm unter, wobei die Beine neben ihr herunterbaumeln konnte, aber wenn sie seinen Hals endlich schön geradegebogen hatte und mit dem Kopf auf den Igel einschlagen wollte, hatte das Tier eine Art, sich umzudrehen und ihr mit einem so verwunderten Ausdruck ins Gesicht zu sehen, dass sie jedes Mal laut herauslachen musste; und wenn dann der Kopf zum Weiterspielen glücklich wieder unten war, ausgerechnet dann hat der Igel sich wieder aufgerollt und wollte davonkriechen; außerdem war dort, wohin sie den Igel haben wollte, in der Regel ein Erdhügel oder eine Furche im Weg, und da auch noch die umgebogenen Soldaten unaufhörlich aufstanden und an eine andere Stelle liefen, kam Alice bald zu dem Schluss, dass es mit diesem Spiel seine großen Schwierigkeiten habe.

Die übrigen Spieler spielten alle gleichzeitig und ohne jede feste Reihenfolge; sie kamen sich dauernd in die Haare und stritten sich um

die Igel, so dass die Königin sehr schnell in eine rasende Wut geriet und durch die Gegend stampfte, wobei sie in kurzen Abständen ausrief: „Kopf ab mit ihm!“ oder: „Kopf ab mit ihr!“ (zit. n. REIFARTH und SCHERPNER 1993, 31).

Die schwierigste Arbeit, die m.E. in einer qualifizierten Elternarbeit heute zu leisten hat, ist, um im Bild der obigen Geschichte zu bleiben, die Rolle der Alice einzunehmen und nicht die der Königin. Dazu bedarf es einer Haltung, die einerseits die eigene Fachlichkeit ernst nimmt, aber andererseits die jeweiligen Eigenheiten der betroffenen Familien berücksichtigt.

a) Die Eltern sind und bleiben die Richtigen

„ Wenn jemand einen Vater hat, dann hat er ihn so, wie er ist, und so, wie er ist, ist er auch genau der Richtige. Und wenn er eine Mutter hat, dann ist sie so, wie sie ist, und so wie sie ist, ist sie genau die Richtige. Sie braucht nicht anders zu sein. Denn Vater und Mutter wird man, wie gesagt, nicht durch moralische Eigenschaften, sondern durch einen gewissen Vollzug, und der ist vorgegeben. Wer sich diesem Vollzug stellt, ist eingebunden in eine große Ordnung, der er dient, unabhängig von seinen moralischen Qualitäten. Die Eltern verdienen die Anerkennung als Eltern durch den Vollzug und nur durch den Vollzug. Was die Eltern am Anfang machen, zählt mehr, als was sie später machen. Das Wesentliche, das von den Eltern kommt, kommt durch die Zeugung und durch die Geburt. Alles, was dann folgt, ist Zugabe und kann von jemand anderem übernommen werden.“ (WEBER 1994, 63).

Die Erzieherinnen müssen verstehen, dass die Eltern für die Kinder etwas Einmaliges sind, zu denen sie sich in gar keinem Falle in Konkurrenz setzen dürfen. „Die Eltern geben den Kindern, wenn sie ihnen das Leben geben, nicht etwas, was ihnen gehört, sie geben, was sie selber sind, und dem können sie weder etwas hinzufügen noch etwas davon weglassen oder für sich zurückbehalten. Sie geben sich mit dem Leben den Kindern so, wie sie sind, ohne Zusatz und ohne Abstrich. Dementsprechend können die Kinder die Eltern nur nehmen, wie sie sind, wenn sie das Leben von den Eltern bekommen, und sie können

dem weder etwas hinzufügen noch etwas weglassen oder etwas davon zurückweisen." (ebd., 53). Demzufolge können die Erzieherinnen nicht den Kindern etwas Gutes tun wollen und gleichzeitig die Eltern ablehnen. Mit der Ablehnung der Eltern des Kindes lehnen sie gleichzeitig das Wesentliche, das das Kind von seinen Eltern erhalten hat, im Kind ab. D.h., das Bewusstsein muss vorhanden sein, dass die Eltern dem Kind das Wesentliche gegeben haben. Was die Erzieherinnen leisten können, geben sie „lediglich“ dazu.

b) Die Elternschaft ist nicht (mehr) homogen

Es stellt sich in der konkreten Arbeit heraus, dass die Elternschaft eines Kindergartens nicht mehr als ein Ganzes betrachtet werden kann. Zu unterschiedlich sind die Voraussetzungen und die Lebenssituationen der Familien, die ihr behindertes Kind in einen unserer Kindergärten schicken: da ist einerseits der Kinderarzt, dem die spezielle Betreuung seines Sohnes am Herzen liegt; das ist die allein erziehende marokkanische Mutter, die ständig um ihre Aufenthaltserlaubnis in unserem Land bangt und deren Kind die Behörden die Eingliederungshilfe verweigern; da ist das Paar, das gemeinsam die Werkstatt für Behinderte besucht, das so dankbar ist, dass die Kindergartenleiterin ihnen alles so genau erklärt, was mit ihrem Kind passiert, das sich im Beisein anderer Eltern aber bislang niemals äußerte; da ist die Mutter, die im Frauenhaus versuchte von „ihrem Zuhälter“ loszukommen, der sie aber dann doch aufspürte; da ist das Lehrerehepaar, das ihr Kind viel lieber in einen integrativen Kindergarten gegeben hätte. Vielleicht wird an dieser Aufzählung deutlich, dass es vermutlich für alle Beteiligten - Eltern wie Erzieherinnen - eine Überforderung bedeuten würde, würde man von ihnen gemeinsame Elternabende und Gesprächsrunden erwarten.

Die Erzieherinnen sind überzeugt, dass sie die Eltern fast nur noch individuell ansprechen können und gemeinsame Aktionen nur vereinzelt durchführbar sind.

c) Die Eltern sind „Kinder ihrer Zeit“

„Es ist niemand da, der das Kind vor der Reizüberflutung schützt, der seine Wahrnehmung ordnet. Im Gegenteil, das Kind wird von seinen eigenen Eltern der Reizüberflutung ausgeliefert. Das Teuflischste an dieser Unheilsgeschichte ist, dass sie ohne jegliche böse Absicht geschieht. Absolut keine Vernachlässigung ist im Spiel, sondern ein großes Engagement, vielleicht sogar ein übergroßes Engagement. Die jungen Eltern möchten es viel kindgerechter und feinfühlicher machen, als es ihre Eltern getan haben. Umso weniger trauen sie sich, Fehler zu machen und plagen sich mit perfektionistischen Ansprüchen. Denn Fehler zu machen, passt ja in die heutige Gesellschaft überhaupt nicht. Alles ist hier auf Erfolg und Freiheit von Störungen ausgerichtet. Gegen alle Störungen hat man patente Rezepte, Spezialisten und Publikationen. Man muss nur wissen, an wen man sich wenden soll. Wer es nicht weiß, ist der Doofe. Fehler zu machen, ist dumm. Und die jungen Eltern können die Frustrationen umso weniger ertragen, weil sie bereits in einer Zeit groß geworden sind, in der Vieles mühelos zu erreichen war und es wenig Chancen zur Einübung von Belastbarkeit und Frustrationstoleranz gab. Schon in ihrer Kindheit konnten sie sich von einer Unannehmlichkeit mit Hilfe des Fernsehknopfes ablenken oder sich von einem Beziehungskonflikt einfach in die private Sphäre des üppig eingerichteten Kinderzimmers zurückziehen. (...)

Eine Erklärung für den Zerfall der jungen Ehen ist das mangelhafte Training des Zusammenhaltes. Als Kinder haben sie in ihren Ursprungsfamilien zu wenig gelernt, wie man den anderen trotz möglicher Vorbehalte erträgt, wie man einsteckt und erduldet, wie man sich hilft, wie man teilt, wie man Rücksicht nimmt, wie man sich den Beziehungskrisen stellt, wie man die Konflikte ausdrückt und wie man für die Erneuerung der Liebe und der Bindung sorgt. Wie alles in der Welt, will auch dieses Bindungsverhalten anhand des Vorbildes und der eigenen Erfahrungen gelernt sein. Dennoch haben die Eltern von heute als Kinder von gestern wenig davon erfahren. Viele haben schon bei ihren Eltern den Zerfall der Ehebeziehung erlitten und wiederholen eigentlich nur das bekannte Strickmuster.“ (PREKOP 1996, 72 ff.).

Die Mitarbeiterinnen kommen immer mehr in die Situation, den Eltern der Kinder grundlegende Dinge über Kindererziehung beibringen zu müssen. Manche Mütter wissen offenbar nicht, wie sie mit einem dreijährigen Kind sprechen oder was sie mit ihm spielen können. Mit manchen Müttern müssen Abläufe des Tages regelrecht eingeübt werden, z.B. regelmäßiges pünktliches Aufstehen am Morgen, das Frühstück zubereiten, das Kind auffordern sich anzuziehen und es bei Dingen, die es nicht kann, zu unterstützen, um so bei Erscheinen des Taxis fertig zu sein. Manchen Eltern ist auch überhaupt nicht plausibel, dass es wichtig sein könnte, den Kindergarten zu informieren, wenn das Kind einmal nicht kommen kann.

d) Mitarbeiterinnen fühlen sich in der Elternarbeit schneller überfordert

Nicht nur die Eltern sind „Kinder ihrer Zeit“, die Mitarbeiterinnen in den Einrichtungen sind es ebenso. Sie haben vielleicht wie die Eltern ursprünglich ideal-romantische Vorstellungen vom Leben in einer Familie. Da sie zwar das Kind über Tag betreuen, aber doch ganz lebenswichtige Bereiche des alltäglichen Lebens doch nicht mit dem Kind teilen (müssen), können sie schnell der Illusion verfallen, sie würden die Erziehung des Kindes besser bewerkstelligen als die jeweiligen Mütter. Wenn es jedoch nur um dieses Phänomen ginge, wäre den Erzieherinnen leicht die Anmaßung ihrer Haltung klar zu machen. Ungemein schwieriger ist die Situation, wenn Kinder beispielsweise vernachlässigt werden oder wenn der Verdacht besteht, ein Kind werde zu Hause misshandelt oder gar sexuell missbraucht. In diesen Situationen brauchen die Mitarbeiterinnen regelmäßig stützende Supervision oder gar therapeutische Beratung, um einerseits z.B. die notwendigen fachlichen Maßnahmen zum Schutze des Kindes einzuleiten und mitzuvollziehen, andererseits aber auch die ebenfalls notwendige professionelle Distanz zu erhalten oder wieder zu erreichen, da für Leib und Leben immer zuerst die Eltern der Kinder verantwortlich sind. Die Erfahrung zeigt, dass die meisten Eltern besonders in schwierigen Situationen diese „Erstzuständigkeit“ auch wahrnehmen. Als in einer Einrichtung - verdeckt - Fakten für die Aufdeckung von

sexuellem Missbrauch gesammelt wurden, wurde das Kind kurzerhand abgemeldet, noch ehe genügend verwertbares Material vorhanden war. Für die Mitarbeiterinnen war dies eine schmerzliche Zeit: wollten sie doch das Kind aus einer ihrem Verdacht nach grausamen Lage befreien, gleichzeitig war klar, dass sie dies ohne konkretere Fakten nicht schaffen konnten und an weitere Fakten würden sie selber nicht kommen.

Aspekte zum guten Gelingen der Elternarbeit

„Provokativ gesagt: Man könnte manchmal den Eindruck haben, Eltern sind für die Mitarbeiterinnen in den Kindergärten erst dann richtig, wenn sie voll dankbarer Bewunderung für deren pädagogische Künste sind und dankbar jeden Rat und jede Empfehlung annehmen und im übrigen ihr behindertes Kind so erziehen wie es die Mitarbeiterinnen wünschen“, heißt es in einem unveröffentlichten Manuskript (GLAR 1991, 17). Es ging darum darzustellen, wie verzwickelt prinzipiell die Beziehung zwischen Mitarbeiterinnen eines Kindergartens für behinderte Kinder und den Eltern ist: „Damit wird klar, dass die Eltern nicht vollständig die Erziehungspartner bleiben, sondern - zumindest zeitweise - in die Klientenrolle rutschen, nämlich dann, wenn sie in ihrem Akzeptanzprozess Hilfe brauchen.

Hinzu tritt, dass Eltern immer wieder Anleitung und Unterstützung von Fachleuten in der Erziehung ihres behinderten Kindes brauchen, weil sie darauf nicht vorbereitet sind.

Wenn nun Eltern diese Anleitung ablehnen und sich für die Entwicklung ihres behinderten Kindes nicht sonderlich interessieren, stürzt das die Mitarbeiterinnen in ernste Krisen. Sie müssen sich nun fragen, wo die Grenze zwischen fehlendem Erziehungsengagement und Vernachlässigung liegt, wieweit sie die Familie durch Elternarbeit etc. stützen können und wann eventuell das Jugendamt zu benachrichtigen ist usw. Wohlbemerkt, die Gruppen in den Kindergärten sind klein, die Mitarbeiterinnen können diesen Problemen nicht ausweichen, weil sie ständig alle Kinder im Blick haben.

Ein weiteres Problem nimmt an Bedeutung zu: Wie soll man Eltern vertrauensvoll, partnerschaftlich und beratend begegnen, von denen man vermutet - aufgrund deutlicher Signale der Kinder - dass sie ihre Kinder sexuell misshandeln. Wenn dann in einer Einrichtung bei 5 von 24 Kindern ein konkreter Inzestverdacht besteht, wird dies zum dominierenden Thema der gesamten Einrichtung und blockiert fast jede andere Arbeit.“ (ebd., 18). Aber selbst hier gilt: Die Eltern sind für das Kind die Richtigen. Sobald die Erzieherinnen mit dieser Haltung den Eltern der behinderten Kinder begegnen, kommen sie zu einer guten professionellen Distanz. Damit ist nicht gemeint, dass die Erzieherinnen ihre empathischen Fähigkeiten den Kindern und Eltern gegenüber unterdrücken sollen, die markierte Grenze zwischen „Muttergefühlen“ dem Kind gegenüber und erzieherischem Auftrag durch die Institution sollte allerdings immer gewahrt bleiben.

Den Erzieherinnen tut es gut, bei der Reflexion ihrer Arbeit immer wieder zu überprüfen, was denn ihr Auftrag ist. Sie haben im Kindergarten die Aufgabe, die Kinder in ihrer Entwicklung zu unterstützen bzw. zu fördern. Sie haben nicht die Aufgabe, überall dort einzuspringen, wo sich Lücken auftun oder andere versagen. Neben der Konkurrenz zu den Eltern ist auch die Konkurrenz zu anderen Institutionen eine latente Gefahr. Im Blick sind hier beispielsweise SozialarbeiterInnen von Jugendämtern, BeraterInnen in Erziehungsberatungsstellen oder MitarbeiterInnen von Familienentlastungsdiensten.

Den Eltern gegenüber haben sie den Auftrag, sie in Fragen der Erziehung und Förderung ihrer Kinder zu beraten und zu unterstützen. Sofern die Eltern weitergehende Hilfen benötigen, können die Erzieherinnen ihre Kompetenzen, die sie auch in Richtung systemischer Familientherapie weiterentwickelt haben, einbringen Sie sollten aber auf jeden Fall zurückhaltend sein und nicht selber therapeutisch auf die Eltern einwirken wollen, schon gar nicht, wenn die Eltern eine solche Hilfen nicht haben wollen.

Wer braucht welche Hilfe

In seinem Vortrag „Wer passt sich an, Therapeut oder Klient?“ (1987) problematisiert Thijs Besems die therapeutische Beziehung. Einige Passagen daraus erscheinen mir auch für die Beziehung zwischen den Erzieherinnen und den Eltern im Kindergarten diskutierenswert:

„Das Problem, was wir eben hatten, (...) ist die Frage, wie anpassungsfähig sind Therapeuten und wie anpassungsfähig sollen Klienten sein?

Die Situation, (...), die haben Klienten durchschnittlich bei jeder therapeutischen Sitzung, sie reagieren noch viel freundlicher als Ihr, sie sagen noch nicht mal, dass sie den Therapeuten nicht verstehen.

Sie tun als ob, sitzen brav und warten und hören auf jede Intervention und versuchen, das Beste draus zu machen. Und der Therapeut kapiert überhaupt nicht, dass er eine Sprache spricht, die die meisten Klienten überhaupt nicht sprechen können. (...)

Und was ich immer schwierig finde, ist die Anfangssituation in Therapien, weil da sitzt der Therapeut in seiner bekannten Umgebung, dort wo er sich wohlfühlt, (...). Er sitzt da mit seiner Sicherheit, er sitzt mit seiner Ausbildung, mit seinen Fähigkeiten, mit seinen Erfahrungen und, da kommt ein Klient hin, der hat wohl irgendwie Probleme, sonst würde er nicht kommen, und der Klient muss dann erst einmal seinen sicheren Rahmen verlassen. Er muss aus seiner Wohnung raus und muss dann zu dem Therapeuten hin, der schön (...) in seinem Arbeitsbereich bleibt.“ (a. a. O., 142)

Wenn auch die Eltern der Kinder, die unsere Kindergärten besuchen nicht per se „Klienten“ sind, wird in unseren Einrichtungen genau überlegt, welche Gespräche im Kindergarten und welche besser zu Hause bei den Eltern stattfinden. Vor allem wenn Erzieherinnen das „pädagogische Konfliktgespräch“ mit Eltern suchen, spielt es eine große Rolle, wo dieses Gespräch stattfindet. Trauen sich die Erzieherinnen, die Eltern zu Hause aufzusuchen oder „zitieren“ sie diese lieber in den Kindergarten. Der Hausbesuch gehört – wenn von den Eltern gewünscht – obligatorisch zum methodischen Repertoire, damit die Eltern

Gelegenheit haben bestimmte Themen in ihrer vertrauten Umgebung zu besprechen.

Manchmal muss aber auch abgewogen werden, ob das Kind Schutz vor seinen Eltern braucht, z.B. wenn diese nicht gut für es sorgen oder es misshandeln. In dieser Situation ist es wichtig, dass die Erzieherinnen entschieden handeln und sich auf die Seite des Kindes stellen, ohne gleichzeitig gegen die Eltern auszusagen. Nur in ganz extremen Situationen stellt beispielsweise eine Erzieherin von sich aus einen Strafantrag gegen Eltern. Meistens reicht es aus, das Jugendamt oder Beratungsdienste - nach Information der Eltern - mit einzubeziehen und denen die Eskalierung der Maßnahmen ihnen zu überlassen. Häufig ist das Bedürfnis, ein Kind vor seinen Eltern retten zu wollen, ein schlechter Ratgeber.

Welchen Halt brauchen Eltern

Der Untertitel des Buches „Der kleine Tyrann“ von Jirina Prekop lautet: Welchen Halt brauchen Kinder? In Anlehnung an diesen Titel stellt sich die Frage, welchen Halt heutzutage Eltern eines behinderten oder auffälligen Kindes brauchen. Wie oben beschrieben scheinen viele Eltern diesen Halt nicht mehr wie früher vermitteln zu können. Auch hier zeigt sich, dass gesellschaftliche Vereinzelung in die Isolierung führen kann. Wer will schon wirklich mit Eltern zu tun haben, deren Kinder auffällig sind und keine strahlend perfekte Zukunft vor sich haben? Weil diese Elterngruppe immer hilfloser wird und die Unterstützung durch Familien und Nachbarn eher abnimmt, sind die Erzieherinnen für immer mehr Fragen des persönlichen Lebens Ansprechpartner.

Auch hier ist es wichtig, dass die Erzieherinnen sich nicht von der Empathie des Helfers davontragen lassen, sondern sich und den Eltern immer wieder deutlich machen, wieweit oder auch „wie nah“ sie in der Lage sind, selber zu helfen. Für manche Mitarbeiterin gilt es hier, der Versuchung zu widerstehen und sich nicht vom Vertrauen der Eltern zu etwas verführen zu lassen, was sie selber oder der Kindergarten als

Institution nicht leisten können.

Was sicher geleistet werden kann, ist, interessierte Eltern auf die Zusammenhänge zwischen ihrem Verhalten oder ihrer Haltung und dem Verhalten des Kindes aufmerksam zu machen. Hilfreich scheint dabei das Wissen um „die Ordnungen im familiären Beziehungssystem“ (PREKOP und SCHWEIZER 1993, 64) zu sein: „Es handelt sich dabei um archaische Ordnungen, (...) die unsere zwischenmenschlichen Beziehungen regeln und für Ausgleich sorgen. Das Beachten und Einhalten dieser Gesetze entscheiden darüber, ob uns unsere Beziehungen in Liebe und Frieden gelingen, oder ob sie im Hass zerfallen. (...)

1. Jeder, der sich in die Familie einbringt und eingebracht hat, (...) hat ein Recht auf seine Stelle innerhalb des Systems, (...). Dieses Anrecht haben auch die bereits Verstorbenen, Ausgestoßenen und Weggeschwiegenen, die so genannten schwarzen Schafe, die Gehassten, Verlassenen und nicht Geehelichten, alle, an die die Erinnerung noch lebendig ist. (...)

2. Zu der Beziehung von Mann und Frau gehört, dass der Mann Mann bleibt und die Frau Frau. Geben und Nehmen muss in der Beziehung zwischen Mann und Frau ausgewogen sein - nicht nur untereinander, sondern bei jedem einzelnen müssen sich Geben und Nehmen die Waage halten.

3. Aus der Auseinandersetzung und Vereinigung der Zweiheit Mann und Frau entsteht Elternschaft als neue Qualität und Einheit. die Paarbeziehung der Eltern ist primär und hat Vorrang vor der Beziehung zu den Kindern.

4. Die Eltern sind zunächst größer und reifer als das Kind, und sie geben dem Kind. Sie geben ihm Geborgenheit, Nahrung und das Vorbild und die Vor-form, in die sich seine Lebensenergie einbindet. Das Kind aber ist zunächst klein und unreif und nimmt. Es nimmt von den Eltern die Geborgenheit, die Nahrung, das Vorbild, die Vor-form.

5. Eingebunden in die zeitliche Ordnung, hat der Erste das Recht auf die Erste Stelle, der nach ihm Kommende das Recht auf die zweite bzw. dritte Stelle, und jede Stelle hat ihre besonderen Rechte, Pflichten und ihre Würde. Die erste eheliche Verbindung behält ihr Recht auf die erste

Stelle, womit gemeint ist, ihr steht die Achtung zu, die erste zu sein. Dies gilt auch für die Kinder, die aus dieser ersten Ehe stammen.“ (ebd. 65 f.).

Welchen Halt brauchen Erzieherinnen

Es ist sicher leicht nachvollziehbar, dass in dem aufgefüllten Spannungsfeld auch die Erzieherinnen einen Halt und eine Orientierung brauchen.

„Die vorschulische Erziehung von behinderten Kindern ist eine emotional belastende Arbeit. Die Mitarbeiterinnen stehen in ihrer Beziehung zu den Kindern in einem ähnlichen Bejahungsprozess wie er (...) für die Eltern angedeutet wurde. (...) ‚Manchmal tauchen für Mitarbeiter ähnliche Probleme auf wie für Eltern, wenn sie sich z.B. eingestehen müssen, dass sie mit der Betreuung des Kindes überfordert sind.‘ (...) Neben dieser emotionalen Belastung sprechen behinderte Kinder aber auch oft die mütterlichen Regungen in den Mitarbeiterinnen an. Dies kann sie emotional in Konkurrenz zu den Eltern setzen, besonders dann, wenn die Eltern sich in der Wahrnehmung ihrer Erziehung schwer tun, ihr nicht nachkommen oder gar ihr Kind misshandeln. Die Mitarbeiterinnen können in diesen Situationen in ernste Krisen geraten, weil sie auf der einen Seite den Kindern gegenüber Schuldgefühle entwickeln, auf der anderen Seite aber die bei den Eltern verbleibende Erziehungsverantwortung akzeptieren müssen.“ (GLAR 1991, 24 f.).

Hier ist es die Aufgabe von Träger und Leitung der Einrichtung, die Mitarbeiterinnen wirkungsvoll zu stützen. Sie haben dafür zu sorgen, dass die der Einrichtung vorgegebenen oder gesetzten Ziele wirksam und in nachvollziehbarer Weise erfüllt werden. Das heißt konkret, Träger und Einrichtungsleitung müssen sich regelmäßig über die Aufgaben und Ziele der Kindergartenarbeit verständigen und die dazu erforderlichen Rahmenbedingungen schaffen oder aufrecht erhalten. Das bezieht sich auf die räumliche und finanzielle Ausstattung des Kindergartens ebenso wie auf die personelle. Insbesondere obliegt es der Einrichtungsleitung z.B. für eine gute Qualifizierung des Personals zu sorgen, auf eine Personalkontinuität zu achten, die Mitarbeiterinnen zu motivieren, zu

informieren, zu beraten und gemeinsam mit ihnen zu kontrollieren, ob die gestellten Aufgaben noch erledigt werden können; es geht darum, ein gutes Arbeitsklima zu schaffen und zu stabilisieren und die Kooperation aller Mitarbeiterinnen sicherzustellen. Supervision - einzeln, im Team oder in einer Gruppe - hilft, die eigenen Anteile bzw. in mancher Hinsicht auch eigenen Fallen immer wieder zu reflektieren und zu hinterfragen. Der Träger einer solchen Einrichtung tut gut daran, die Schwierigkeiten der beschriebenen Arbeit ernst zu nehmen und nicht als „Kindergarten“ abzutun. Dementsprechend wird er mit den Mitarbeiterinnen in Kontakt bleiben und die Konzepte der Arbeit weiterentwickeln.

Literatur

AACHENER NACHRICHTEN: 26.06.1996

BESEMS, THIJS: Wer passt sich an, Therapeut oder Klient?, LATKA u.a., Gestalttherapie und Gestaltpädagogik zwischen Anpassung und Auflehnung. München, 1987, S. 141 - 153.

CAROLL, LEWIS: Alice im Wunderland, zitiert nach: Der Elefant – Texte für Beratung und Fortbildung, gesammelt und zusammengestellt von WILFRIED REIFARTH und MARTIN SCHERPNER. Frankfurt am Main, 1993 S. 31.

DIÖZESAN CARITAS-VERBAND FÜR DAS BISTUM AACHEN E. V: Caritas Sonderkindergärten im Bistum Aachen, 1982.

GLAR, PAUL: Überforderte Mitarbeiter im Caritasverband für das Bistum Aachen - Was können Leitung und Supervision leisten? - Eine persönliche Reflexion -, unveröffentlichtes Manuskript, 1991.

HUPPERTZ, NORBERT: Elternarbeit vom Kindergarten aus - Didaktische und methodische Möglichkeiten in der Sozialpädagogik - , Freiburg, 1974.

PREKOP, JIRINA: Der kleine Tyrann - Welchen Halt brauchen Kinder?, München, 1988.

PREKOP, JIRINA: Hättest du mich festgehalten ... - Grundlagen und Anwendung der Festhalte-Therapie, München, 1989.

PREKOP, JIRINA: Schlaf Kindlein - verflücht noch mal! - Ein Ratgeber für

genervte Eltern, München, 1996.

PREKOP, JIRINA, SCHWEIZER, CHRISTEL: Unruhige Kinder - Ein Ratgeber für beunruhigte Eltern, München, 1993.

WEBER, GUNTARD: Zweierlei Glück - Die systemische Psychotherapie Bert Hellingers, Auer, 1994.